

SPURENSUCHE

Die Welt verändert sich ständig – nicht aber die großen Fragen, die Menschen bewegen. Wir suchen in alten Filmen und Kunstwerken nach wiederkehrenden Motiven. Tizian inszenierte die Einsamkeit des **siegreichen Herrschers**

Minutenlang schritt der neue Präsident durch das Halbdunkel, begleitet nur von Fernsehkameras. Es ist kein triumphaler Gang, den Emmanuel Macron am Wahlabend durch die Cour Napoléon am Louvre nahm. Die herrschaftliche Mittelachse mied er, was seine nachdenkliche Einsamkeit betonte. Ist das pathetisch? Ja, aber das Pathos verdankt sich nicht den üblichen Siegerposen, sondern der Demut des Zu-Fuß-Gehens. Und natürlich der dazu erklingenden Europahymne, Beethovens „Ode an die Freude“.

Tizians Kaiser Karl V. ist kein Spaziergänger, er reitet einen Rappen. Das aber ist auch schon der augenfälligste Unterschied zu Macrons Inszenierung als Wahlsieger über Le Pen. Der Kaiser hat am 24. April 1547 die im Schmalkaldischen Bund versammelten Protestanten geschlagen; er kann sich (und den Katholizismus) in diesem Moment als Sieger der Geschichte begreifen. Deshalb schlägt der Großschriftsteller Pietro Aretino seinem Freund Tizian vor, Karl in Gesellschaft der allegorischen Figuren von Glaube und Ruhm zu zeigen, die ihm trompetend den Weg in den Himmel weisen. Tizian ignoriert diesen Vorschlag und studiert lieber Albrecht Dürers Stich „Ritter, Tod und Teufel“. Das Motiv ist nicht ganz so himmelhochjauchzend freudig, verspricht aber den nötigen Ernst, den Tizian sich für seinen Karl wünscht.

In dramatischem Halbdunkel reitet der Kaiser durch sein Reich, in dem die Sonne nie ganz untergeht. Das Rot der Sattellecke verbindet sein Pferd mit ihm; sonst ist er allein, ein unabhängiger, auf sich selbst gestellter Held. Nichts erinnert an die gewonnene Schlacht, denn es gibt ja auch niemanden auf dem Bild, vor dem man damit angeben könnte.



Tizians Bildnis des reitenden Karl V. hängt im Prado in Madrid. FOTO: OH

Der Sieger hat den Sieg verinnerlicht. Der Erfolg stattet ihn mit einer Entscheidungshoheit aus, die sich nicht delegieren lässt. Diese selbstbewusste Machtfülle geht in beiden Fällen einher mit ihrem Gegenteil, der demonstrativen Demut. Karl bezeugt sie der gottgeschaffenen Natur, durch die er reitet. Macron dem Volk, das auf ihn wartet vor dem Louvre, der einst Herrscherpalast war und nun als Kunsthaus allen Franzosen gehört. KIA VAHLAND

VON EVA-ELISABETH FISCHER

Die Spannung ist groß. Bei den Veranstaltern, bei den Künstlern, bei den Zuschauern. An diesem Abend stellt der amerikanische Choreograf Richard Siegal endlich seine eigene Kompanie vor: das Ballet of Difference, kurz BOD. Siegal wird gefeiert als Schöpfer hochvirtuoser, hochenergetischer Ballette, als politisch wie intellektuell wagemutiger Verfechter uneingeschränkter menschlicher wie auch künstlerischer Vielfalt, aber auch des Komplexen und Schwierigen, das dank der tänzerischen Mühelosigkeit brillanter Köpfer Maßstäbe setzt.

Die Gründung dieses Ensembles in München mit städtischen Fördergeldern, die jetzt auch noch durch eine Partnerschaft mit dem Schauspiel Köln für die kommenden drei Jahre aufgestockt sind, ist ein Triumph nach empfindlicher Schlappe. Richard Siegal war vor gut zwei Jahren bis zum Schluss im Rennen als Direktor des Bayerischen Staatsballetts und musste Igor Zelensky den Vortritt lassen. Siegal aber ist für viele nach wie vor der Favorit – auch als Garant einer zukunftsweisenden Gegenästhetik zur Ballettklassik samt wiederbelebtem Starkult. Das Ballet of Difference zur Eröffnung der Münchner Tanzbiennale Dance in ihrer 15. Ausgabe – ein todsicherer Coup?

Richard Siegal ist der große Hoffnungsträger unter den freien Choreografen

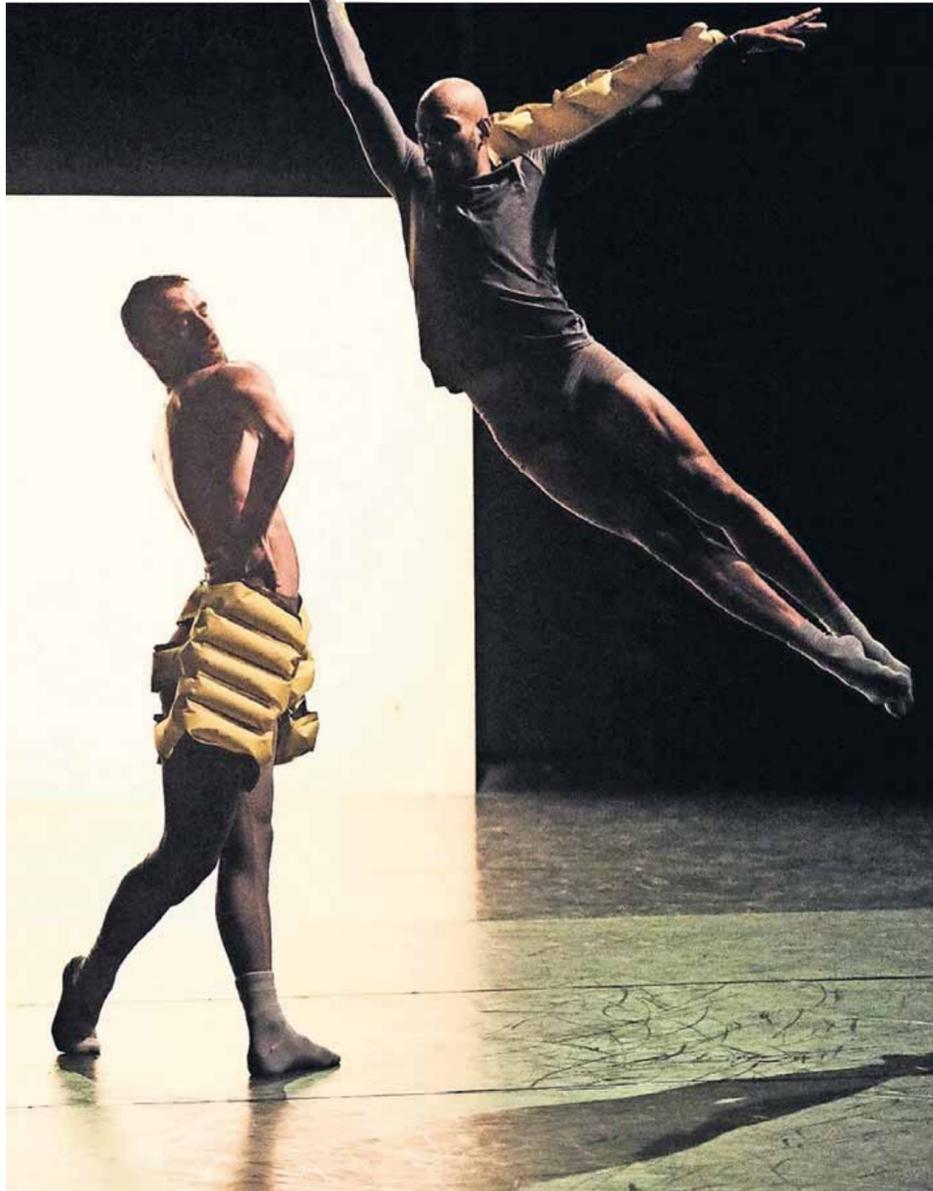
Richard Siegal ist jedenfalls der große, internationale Standards setzende Hoffnungsträger im öden Einerlei pseudoexperimentellen, oftmals dilettantischen Mainstreams speziell unter den freien Choreografen in Deutschland. Einer, der sich traut, den Anspruch an sich selbst und seine Leute in ein großes Wort zu fassen und damit den Erwartungsdruck noch zu erhöhen: *excellence*.

Die Spannung ist an diesem Dance-Eröffnungsabend aber auch deshalb so groß, weil das Programm des ersten von zehn Festival-Tagen gleichsam als retardierendes Moment wirkt, bis endlich um 21 Uhr in der Münchner Muffathalle das BOD mit einem Stück gleichen Namens, nämlich „BOD“, vor einem Publikum aus Ballettfans und Freunden des zeitgenössischen Tanzes beginnt – eine in München seltene Mischung. Davor hat man bereits kurze zehn Minuten im Stockfinstern verbracht, einem mittels Wärmebildkamera buntgescheckten nackten Paar beim erotischen Beisammensein zugeschaut und als nette technische Spielerei abgehakt. Danach durfte man sich ganze 90 Minuten lang bei der tänzerischen Totalverweigerung des Frankokanadiers Benoît Lachambre tiefenentspannen: Zwei Männer, Lachambre selbst und sein Partner Fabrice Ramalingom, üben sich als „Hyperterrestres“ in kindischer Lautmalerei, die einem als kakofones Duett kitzelnder Hunde in Erinnerung bleiben wird.

Zwischendrin hat Münchens Kulturreferent Hans-Georg Küppers das Festival offiziell, kurz und irgendwie teilnahmslos mit einer Rede eröffnet. Unter anderem hat er in seinem Schnelldurchlauf durch 30 Jahre Dance ganz vergessen, dessen Gründerin Bettina Wagner-Bergelt zu erwähnen, geschweige denn einige der Künstler von Weltrang, die man in all den Jahren zu den Gästen zählen durfte, unter ihnen Merce Cunningham, Trisha Brown, Alwyn Nicolas und Jan Fabre.

Einen Küppers-Satz aber wird man im privaten Zitatenschatz sorgsam verwalten. „Wer zurück zur Quelle will, muss gegen den Strom schwimmen.“

Tatsächlich fügte es sich, dass dieser Satz auch auf das dreiteilige Programm des Ballet of Difference, nach dem Stotter-



Die aufblasbaren Kostüme sind der Clou in Richard Siegals Choreografie „BOD“. Die Ausstattung beschränkt sich auf eine Sperrholzwand. Nichts soll von der Bravour der Tänzer ablenken. FOTO: RAY DEMSKI

Tanz der Vielfalt

BOD für die Welt: Richard Siegal stellt beim Münchner Dance-Festival seine Kompanie vor, das Ballet of Difference

Song von *The Who* „My Generation“ benannt, passt. Richard Siegal rudert nämlich mit und in „BOD“ erst einmal zurück zur Bauhaus-Ästhetik. Das legen zumindest die fantastischen Kostüme von Chromat/Becca McCharen nahe, wahre Körperskulpturen, aufblasbar wie die Schwimmflügel, abstehende Plastik-Tutus über Tänzerhüften, wahlweise sexy Korsagen oder Rüstungen über bloßen Oberkörpern oder auch nur diagonal fixierte Kostüm-Fragmente als Blickfänger, die den Betrachter dazu auffordern, sie vor dem inneren Auge zu ergänzen. Der Rückverweis auf Oskar Schlemmers „Bauhaustänze“ erweist sich allerdings schnell als Trugschluss. Die Kos-

tüme, sie haben einzig die Funktion, die Schönheit der Tänzerkörper zu erhöhen, verwandeln etwa einen Asiaten mit schwarzglänzendem Pferdeschwanz in einen Kämpfer aus Dschingis Khans Reiterarmee oder eine Tänzerin in ein Spieluhrpüppchen im Kunststoffzeitalter.

„BOD“, rast, ein denkbare künftiges Signet für die ganze Kompanie, als turbobeschleunigte Feier des einzelnen oder gleichzeitig getanzten Pas de deux voran. Frauen schrauben ihre Körper in diagonalen Hebung über Männerrücken oder starten, von ihren Partnern sicher gehalten, senkrecht im Frochsprung, die im Knie hochgezogenen Beine dabei extrem nach au-

ßen gedreht, in die Lüfte und sehen dabei auch noch unwiderstehlich sexy und elegant aus. Männer wie Frauen kreiseln, stürzen, jagen mit in V-Stellung emporgereckten Armen und schlaf aus den Gelenken hängenden Händen vorüber in einer Schau exzessiv optimierter Technik und Perfektion. Eines aber behält Siegal in „BOD“ bei – die Geschlechterzuordnung des Spitzentanzes, der den Frauen vorbehalten ist. Denn er weiß, wie lächerlich Männer auf Spitze fast immer wirken.

DJ Haram steuert die Beats bei, den rhythmischen Bodensatz für die getanzten Synkopen, die für den ununterbrochenen Drive sorgen. Die Synkope bei sinnlich

geschwungenem Körper als unverrückbare Konstante in Richard Siegals Choreografie hält den Tänzer am Laufen und den Zuschauer bei der Stange. Aber irgendwann setzt es unweigerlich ein, das Gefühl der Übersättigung.

So ergeht es einem auch beim dritten Stück des Abends, bei „Pop HD“, der überarbeiteten Version von „My Generation“, die Richard Siegal für die 2015 aufgelöste New Yorker Cedar Lake Dance Company geschaffen hat: die gleichen Techno-Beats (einmal abgesehen von der Zuspülung des Who-Klassikers am Schluss), diesmal von Atom; wiederum scharfe Kostüme, diesmal Buntbedrucktes im Unisex-Look. Nur schüttelt diesmal die tolle Ebony Williams als Gast ihre Afro-Zöpfe dazu.

Richard Siegal schickt seine multiethnischen, sexuell diversen Tänzer auf den Laufsteg. Aber nicht mit ironischer Distanz mittels einer grandiosen Rauminstallation wie in „Civic Mimic“, als der Runway auf dünnen Stelzen vibrierte und die Models sich unter die hippen Münchner mischten. Nein, alles sieht nach perfektem Styling aus. Schließlich ist Siegal ja wahrscheinlich der erste Kompaniechef, der eine Stylistin beschäftigt, nämlich die Isländerin Edda Gudmundsdottir, auch zuständig für den Look von Björk.

Im letzten Stück geht es um den Whistleblower Bradley Manning, der in der Haft zu Chelsea Manning wird

Glatt sieht gut aus und verkauft sich gut, könnte man schlussfolgern, denn Siegal muss trotz städtischer Finanzspritzen Geld machen. Und letztlich hat ja die ununterbrochene Jagd nach Sponsoren dem Vorläufer des Ballet of Difference als freischaffender Kompanie, der Forsythe Company von William Forsythe, künstlerisch erst einmal den Garaus gemacht.

Ein unverzeihlicher künstlerischer Einbruch ist schon jetzt, was Siegal in den „Excerpts of a Future Work on the Subject of Chelsea Manning“ herzeigte. Der politische Kopf Richard Siegal gab hier offenbar dem Choreografen Richard Siegal nach, der doch so gern einmal ein Handlungsballer machen wollte: Weil der politische Skandal um den Whistleblower Bradley Manning durch Tanz kaum darstellbar ist, konzentriert sich Siegal ganz auf dessen privates Drama, auf die Gemütsverfassung des ehemaligen US-Soldaten, der in Haft seine Geschlechtsumwandlung zu Chelsea Manning betrieb.

Herausgekommen ist eine Gender-Schmonzette in *Yellowpress*-Manier. Wiki-leaks-Gründer Julian Assange erscheint darin als schwarzer Voodoo-Priester, der mit Bradley/Chelsea, gedoppelt durch einen Tänzer und eine Tänzerin, eine Art Einsegnung vollzieht. Man trägt scheußliche Trikots mit Chiffonschärpen, passend zu einer Art Ausdrucksballett im Stil der Fünfzigerjahre. Dazu singt Josiah Wise aka Serpentwithfeet melancholische Klagen über die Gefühlslage einer queeren Person.

Alles drin, was das Ballet of Difference auch ausmachen soll, aber nichts gesagt. Darin unterscheidet sich vor allem dieses Noch-nicht-Stück von Richard Siegals besten Balletten, die immer vielsagend und auch vielschichtig rüberkommen und dabei trotzdem todschick aussahen. Nach dieser ersten Präsentation des BOD bewegt er sich weniger zurück zu einer Quelle, er schwimmt vielmehr mit dem Strom.

VIER FAVORITEN DER WOCHE

Chris Stapleton

Country ist ähnlich wie ItaloDisco oder Mariachi eine Musik, die sich vor allem Urlaubsheimkehrern erschließt. Nun gibt es aber Chris Stapleton, der weit über das Genre hinauswächst. Seine erste Platte „The Traveller“ war in Amerika eine große, in Europa eine kleine Sensation. Auch das neue Album „From A Room Vol. 1“ (Universal) beweist, dass Country in seiner Urform die Wurzel des Rock war. Es ist aber vor allem Stapletons



Stimme, die ihn zu einer Ausnahme-figur macht. Mit der kann er große Emotionen aus sich herausholen. Da ist er eher der Wiedergänger des Soulsängers Otis Redding, als des Country-Rebellen Johnny Cash. Im Plattenstudio geht einhundert Jahre verloren. Aber wenn man im Netz nach seinen Fernsehauftritten sucht, dann ahnt man, was für eine Urgewalt da aus Nashville kommt. ANDRIAN KREYE

Gärten des Jahres

Bald könnte der Tag anbrechen, an dem nur noch der bekennende Hortensienliebhaber Jakob Augstein, der vor einiger Zeit das charmante Büchlein „Die Tage des Gärtners: Vom Glück, im Freien zu sein“ verfasst hat, im Garten unterwegs ist. Der Garten wird nämlich mit allerlei neuem Gerät nun dahin gehend digitalisiert, dass er sich aus dem Haus heraus per Smartphone steuern lässt. Offenbar träumen nicht wenige Menschen vom Glück, nicht draußen im Grünen, sondern drinnen im Wohnzimmer zu sein. Weshalb es nun immer mehr Mähroboter und ähnliche Gadgets gibt: intelligente Sprinkler zum Beispiel oder den Kohlegrill mit App-Steuerung. Dieser Zeitspartrend nennt sich Smart Gardening. Man könnte aber auch Garteln 2.0 dazu sagen. Überhaupt werden die Gärten ja immer kleiner, weil das Bauland immer teurer und die Häuser immer fettsüchtiger werden. Dazu kommt der Boom des Kunstrasens. Ein Beispiel: „Jede Faser sieht aus wie ein richtiger Grashalm – der Golden Green Anti-Glanzeffekt gegen unnatürliches Glänzen macht's möglich ... fantastisch grün, perfekt gemäht, das ganze Jahr hindurch.“ Da kann man dann auch die immer breiiger sich ins fantastische Grün ergießenden Outdoor-Kunststoff-Sofas problemlos abstellen. Den Rest erledigt der Gartenpool „Family Lounge“ aus dem Baumarkt. Für 39,90 Euro. Nur für den Fall natürlich, dass



man sich doch mal draußen aufhält. Keine Frage also: Das Gartensterben ist da. Inmitten dieser Tristesse aus Family Lounge und Anti-Glanzeffekt erscheint einem der aktuelle Wettbewerb „Gärten des Jahres“, der dieser Tage unter anderem vom Münchner Callwey-Verlag ausgelobt wird, als letzte Bastion der exotischen Idee, ein Garten könnte ein Sehnsuchtsort der Schönheit sein. Gesucht werden die besten von Landschaftsarchitekten oder Garten- und Landschaftsbauern gestalteten Privatgärten im deutschsprachigen Raum (weitere Informationen: www.gaerten-des-jahres.com). Der erste Preis ist mit 5000 Euro dotiert. Das reicht für 250 Quadratmeter Kunstrasen vom Typ „Arizona“. GERHARD MATZIG

Nerdwriter

Wenn es um bewegte Bilder geht, halten viele das Internet für ein gigantisches intellektuelles schwarzes Loch. Aber das stimmt natürlich nicht. Die riesigen Funde aus dem intellektuellen Leben der vergangenen gut sechs Jahrzehnte, die man im Netz machen kann, kommen nur leider selten wirklich ans Licht. All die alten FernsehintervIEWS mit Schriftstellern, die Vorlesungsdokumentationen, Filmessays und die Video-Porträts bedeutender Künstler – all das ist in Unmengen verfügbar. Besonders auf dem größten und wichtigsten Videoportal Youtube. Die millionenfache Aufmerksamkeit liegt dort aber bei den fleißigen populären Videobloggern, die lieber Kosmetik- und Modetipps geben, Computerspiele kommentieren, halbsportliche Sportarten ausprobieren oder auf andere Art ein aufregendes zeitgenössisches Leben zelebrieren. Sucht man, nur mal so zum Spaß, nach Youtubern, die auch noch interessant sind, wenn das Bedürfnis nach Fassadenpflege und der dringendste Daddelrand kurzzeitig gestillt sind, hat man es nicht leicht. Es sei denn, man stößt irgendwann auf den Youtube-Kanal Nerdwriter des Amerikaners Evan Puschak. Er ist nicht der einzige Youtube-Feuilletonist, aber ganz sicher einer der besten. Seit mittlerweile sechs Jahren stellt er einmal in der Woche einen Video-Essay online, der gar

nicht erst so tut, als habe irgendwer noch die Nerven, erst zwei Gänge herunterzuschalten, um gemächlich einem Gedanken dabei zuzusehen, wie er sich entfaltet. Die nervöse Ungeduld des Nutzers als unhin-tergehbare Bedingung des Netzzeitalters wird hier nicht borniert geleugnet. Sie scheint dem in Los Angeles lebenden Evan Puschak eher eine selbstverständliche Herausforderung zu sein, deshalb erst recht besonders klug und unterhalt-sam zu sein. Und so liefert er sieben- bis zwölf-minütige Clips, die einem den Atem rauben. Darüber, wie Donald Trump Fragen beantwortet. Wie der Comedian Louis CK mit Sprache umgeht. Oder wie man den Hollywood-Film „Passengers“ mit Superstar Jennifer Lawrence so umschneiden müsste, dass er am Ende ein wirklich guter Film wäre. Sagenhafte 1,5 Millionen Abonnenten hat ihm das nun schon eingebracht. 15 Millionen hätte er verdient. Mindestens. JENS-CHRISTIAN RABE



Iranisches Design

Instagram spielt im Iran eine große Rolle, für den Kauf von Hängematten, Kacheln, Schmuck beispielsweise. Und die Iraner – lange fixiert auf Importe – schätzen inzwischen das iranische Design, nicht nur die Kopien aus dem Westen. So beschreibt es die Persienreisende und Buchautorin Lena Späth am Telefon und in ihrem Buch „Behind Closed Curtains: Interior Design in Iran“ (Selbstverlag, 49,90 Euro, zu beziehen über www.allmyhippies.com), und vielleicht liegt in dieser Formel schon der ganze Zauber dieses insgeheim sehr politischen Coffee-Table-Buches: im sicheren Gespür für die eleganteste Verbindung zwischen dem Eigenen und dem Fremden, im Experiment, in der Freude an Schönheit. Späth, Anfang 30, wohnhaft in Barcelona, spricht Farsi und bereist Iran seit Jahren. Zuletzt, nachdem sie ihren Job verlor, für sechs Wochen, in denen sie jene Künstler, Designer oder gestaltungsfreudigen Stadtbewohner besuchte, die sie über Freunde, das Internet oder sogar die Dating-App Tinder gefunden hatte. Der Fotograf Hamed Farhang schuf klare, atmosphärische Bilder, etwa von der Wohnung des Designers Amir Hossein Rahimi Yegane, der Hocker aus Trommeln fertigte, eine Küchenspüle aus Suppentöpfen für Feste im Ramadan oder im Trauermonat Aschura, eine Stuhllehne aus einem Rechen-schieber. „Es gibt Stücke von Ikea im Iran, aber kaum Design-Geschäf-



hinter die Fassaden eines Landes, das inzwischen zwar von Kultur-, Natur- oder Politikreisenden fast überrannt wird, aber noch immer das Öffentliche und das Private streng trennt. In ihren eigenen vier Wänden aber schaffen die Iraner – wenige, fast immer wohlhabende und weit gereiste, aber immerhin – Räume, in denen Iran dem Westen begegnet. Und das Ergebnis ist wunderbar. SONJA ZEKRI